

Hintergrundleuchten

Literatur und Religion/Gelesen, szenisch verstanden, besprochen

C. G. Jung Forum der VCH Akademie

Seminarreise vor dem Advent

Montag 26.11. bis Freitag 30. November 2018

NOTIZEN



Foto: Antje Gumsch

Hintergrundleuchten:¹ Gibt es das überhaupt und wo taucht es auf? Wenn man diese Perspektive des Hintergrundleuchtens für die Gegenwartsliteratur wählt,

¹ Der Begriff stammt von Sybille Lewitscharoff in einer Sendung mit Henning Klingen. Wörtlich sagt sie: „...hauptsächlich liebe ich Schriftsteller wie Samuel Beckett und Franz Kafka. Das sind eigentlich meine Hausheiligen in der Literatur, weil sie sich stark auf biblische Texte bezogen. Kafka völlig anderes als Beckett, aber das Hintergrundleuchten bei beiden großen Literaten ist das Religiöse.“
(https://www.deutschlandfunk.de/literatur-die-neue-lust-an-religion.2540.de.html?dram:article_id=384553)

gerät man in die Gefahr, schöne Stellen zu suchen, gewissermaßen wie ein Trüffelschwein Literatur abzusuchen. Was dabei dann zu kurz kommt, ist der Kontext. Umgekehrt kann man bei Literaturwissenschaftlern nach wie vor eine gewisse Reserve gegenüber religiösen Themen feststellen. Das hängt teilweise mit antikirchlichen Affektlagen und mit der Sorge zusammen, Literatur theologisch zu funktionalisieren.

XXXVI. Denn es ist fast von der Bedeutung einer Religion, dieses Einsehen: daß man, sobald man einmal die Melodie des Hintergrundes gefunden hat, nicht mehr ratlos ist in seinen Worten und dunkel in seinen Entschlüssen. Es ist eine sorglose Sicherheit in der einfachen Überzeugung, Teil einer Melodie zu sein, also einen bestimmten Raum zu Recht zu besitzen und eine bestimmte Pflicht an einem breiten Werke zu haben, in dem der Geringste ebensoviel wertet wie der Größte. Nicht überzählig zu sein, ist die erste Bedingung der bewußtsten und ruhigen Entfaltung

²

Wir bevorzugen ein atmosphärisches Lesen und fragen, welche Wirkung hat die Lektüre bei den Wahrnehmenden dort auf der Insel Fünen im November 2018? Und das kurz vor dem ersten Advent! Jetzt, gut fünf Wochen danach, schreibt eine Freundin zu einem, den wir dort auf Fünen gemeinsam gelesen und besprochen haben: Wilhelm Genazino: „Wenn Flanieren Euer Januar-Thema ist, kommt Ihr erneut um Genazino nicht herum, der, finde ich, wie kein anderer, kundig das Flanieren vom Streunen abgegrenzt hat (Die Belebung der toten Winkel S. 106/107). Sein Tod hat mich sehr beschäftigt. Auch wenn er in seinen letzten Romanen sehr viel kraftloser geworden ist und in seinem letzten die Welt nicht mehr mit seinen Sätzen zusammenfügen konnte. Ich verdanke ihm so viel, er hat mich gelehrt, mit gedehntem Blick wahrzunehmen und dabei meine inneren Quellen anzuzapfen. Er hat meine Welt poetisiert. Ich weiß, welche Angst er vor dem Tod hatte. Und noch mehr: vor Hinfälligkeit. Die ist ihm nun erspart geblieben. Aber er hat sich wohl sehr zurückgezogen und ist fast das ganze Jahr nicht mehr ans Telefon gegangen. Seufz.“
Wir kommen auf Genazino am Schluss zurück!

² Rainer Maria Rilke: Sämtliche Werke. Band 1–6, Band 5, Wiesbaden und Frankfurt a.M. 1955–1966, S. 423



“Ein Verweilen gibt’s und sei es beim Salat von Elisabeth Jöde“

Foto: Wolfgang Teichert

Wir begannen nach den Käsedelikatessen am ersten Abend mit einem **Gedicht von Jan Skácel** (so wie wir die Tage dort am Schluss ebenfalls mit einem Gedicht geendet haben):

Kleine weile

Für keine wahrheit der welt.

Doch wenn du willst

Für einen pfennig stille

Ein verweilen gibt’s, das die gegend teilt.

Demütiger augenblick,
da jemand für uns atmet

Jan Skácel, *Fährgeld für Charon*, übertragen von Reiner Kunze (Merlin 1967), S. 76!

Seine Werke durften nach dem Ende des Prager Frühlings nicht mehr gedruckt werden, obwohl er – trotz Engagement und humanistischen Prinzipien – kein politischer Dichter war. Wir kreisen um diesen Siebenzeiler „Wahrheiten der Welt“ seien nichts gegen einen demütigen Augenblick von Stille. Man trete mit diesem Gedicht sozusagen heraus aus der Geschäftigkeit des Alltagslebens.

Gegenwärtige Ruhe, das sei atmosphärisch zu spüren. Der eigne Puls gehe langsamer. Als „Du“ angesprochen, „hören“ wir dort in der novembrigen Fünenstille eine flüchtige Schönheit, die die Wirkung des Daseins auf uns für einen Moment zeigt und – so ein Beitrag – „jeden Todeseindruck widerlegt, wenn auch nicht jede Verlorenheit, der man so aber kurz (mit einer Annäherung) widersteht. Da „nimmt uns jemand etwas ab“, sagt eine Andere; Hintergrundleuchten als Entlastung? Schon deswegen, weil „jemand für mich atmet“. Man könne das fast wie ein Leuchten über den Todeszeitpunkt eines Lebens hinaus empfinden: Jemand „übernimmt“ meinen Atem, so wie wir vielleicht durch Einatmen den Atem von längst vor uns Gestorbenen übernehmen.³

Am nächsten Tag (Dienstag): Klarer blauer Himmel. Sofort Ausflug an die Nordspitze von Fünen. Die äußerste Spitze der Halbinsel Hindsholm heißt Fyns Hoved (Der Kopf Fünens). Es ist eine der schönsten Gegenden Dänemarks.

Unselige deutsche Erinnerung: Der heutige Weg, der zum Parkplatz führt, wurde während des Krieges gebaut, um den schweren Transport für den Bau von Befestigungsanlagen möglich zu machen. Wir jedoch wandern bei blauem Himmel



-
- ³Der Schweizer Astrophysiker Arnold O. Allen (geb. 1945) schreibt über die Verbindung unseres Atems: „Nach dem Ausatmen durchmischen sich die Moleküle mit der Luft. Die Messungen nach Atombombenexplosionen demonstrieren, wie von einem einzigen Ort der Erde aus einzelne Atome mit der Zeit in den hintersten Winkel jeden Hauses gelangen. Genau gleich werden die ausgeatmeten Moleküle innerhalb weniger Jahre durch Winde über die ganze Erde verteilt. Die irdische Lufthülle enthält etwa 10^{44} Moleküle. Vermischen sich die ausgeatmeten Moleküle eines einzigen Atemzuges mit der ganzen Lufthülle, gibt es im Durchschnitt davon zehn Moleküle pro Liter Luft. Nach den Regeln des Zufalls ist nur in jedem hundertsten Liter Luft keines davon enthalten. Die reaktionsarmen Stickstoffmoleküle bleiben Jahrtausende in der Atmosphäre und nehmen damit an allem teil, was sich darin abspielt. In jedem tiefen Atemzug müssen demnach einige Moleküle dabei sein, die ich im ersten Schrei nach meiner Geburt ausgestoßen habe. Im selben Atemzug atme ich solche ein, die dabei waren, als Diogenes sich vom König wünschte: »Geh mir aus der Sonne!«, oder von jenen, die Jesus aushauchte in seinem letzten Wort: »Es ist vollbracht!«

1

und somit untypischem Wetter um die Nordspitze.

Nachmittags dann Einstieg in den Text von **Dörte Hansen** (Aus: Das alte Land, siehe Anlage) jene Szene mit Heinrich Lührs und dessen Religionskritik nach der Beerdigung seiner Frau Elisabeth. Das sei ein trostloser Text, sagt D., aber die Mendelssohn Musik habe sie getröstet. Für Heinrich, sagt ein anderer, gäbe es nur den Trost der Trostlosigkeit. Jemand stößt den Stoßseufzer aus: „Ich möchte glauben wie ein Kind“. „Ich weiß, „dass es den Trost nicht gibt, sagt E., „aber die Sehnsucht danach hält vielleicht den Horizont offen“. B. sagt: Sie kenne das genau: Dies „Engelvertrösten“. Auf einer Beerdigung so etwas zu sagen und zu singen sei „blanker Hohn“. Das Summen, sagt W, sei ein JA zum Leben, ein körperliches Mitschwingen. Deswegen sei für Heinrich die Frage so wichtig, ob sie bei ihrem Tod auch „gesummt“ habe. B. sagt, beim Tod ihres Kindes habe die Mendelssohnmusik getröstet. Vielleicht müsse man die Spannung zwischen Untröstlichkeit und Sehnsucht aushalten? Dann seien Engel, so J., vielleicht eine Art „nachwachsender Rohstoff“?

Wir beschließen, alle einen (fiktiven) Brief aus der Sicht der (toten) Elisabeth an Heinrich zu schreiben. Beim Verlesen der verschiedenen „Briefe“ hören wir, dass diese Briefe meist eine tröstende Tendenz haben. (Beispielsatz: „Du fragst, ob ich in der Stunde meines Todes gesummt habe. Ich gestehe Dir, dass ich das nicht mehr genau weiß, aber dass ich jetzt ständig singe, könntest Du sogar hören...“ Oder: „Vielleicht ist mein Summen die Summe“. G. kommentiert: Mit diesen Briefen entlässt Elisabeth Heinrich aus der Frage nach dem Sinn ihres Todes. Und damit mache sie ihm Mut. B. fällt noch eine Sacro Pop Version von „Denn er hat seinen Engeln befohlen...“ ein.

Jemand sagt: Der Tod sei wie ein Vorhang. Was ist dahinter?

Vorhang wird später unser Stichwort sein. G. machte den Vorschlag für ein **Schattentheater**. Spielerisch wären die Küchengeräte in Liselund aus ihren Funktionen zu befreien, so dass ihnen im Schattenbild eine andere Bedeutung zukommt. Jemand erinnert, dass das Totenreich als „Schattenreich bezeichnet“ wird. Die Dinge werden schwarz-weiß, oder dunkel/hell und sozusagen zweidimensional. Wie im Höhlengleichnis (Platon) dient das Schattentheater in vielen Kulturen als Mittel der Selbstreflexion. Es habe sich zuerst an die Götter gerichtet, erfahren wir, dann erst an die Menschen. Schatten als Darstellungsmedium ist gleichsam die *conditio sine qua non* dafür, dass der individuelle Schatten zum privilegierten Objekt der Erzählung und Verwandlung

werden kann. Unsere Schatten erzählen kleine Geschichten von beflügelten Wesen, von stacheligen Igel, die man küssend erlöst. Vor dem Vorhang jedenfalls sieht es anders aus, als hinter dem Vorhang. Die Figuren hinter dem Vorhang brauchen die Resonanz der Zuschauenden. Besonderheit des Schattenspiels: „Gesichtsmimik ist im Schattentheater kaum erkennbar. Nur im Profil ist das Größte des Gesichtsausdrucks sichtbar. Was sonst die Mimik ausdrückt, teilen zum Beispiel Gesten mit. Dabei gewinnt die Persönlichkeit der Spielenden einerseits an Kontur. Andererseits verliert sie hinter der „Wand“ an Substanz. Es bleibt die dunkle Silhouette. Schattenspiel schafft eine eigene Distanz. Es ist, als wäre der Körper abgetrennt von Geist und Seele. Aber wir Zuschauenden haben das unvollständige Bild im Geist und in der Resonanz vervollständigt.

Mittwoch

Wir wenden uns dann **Sibylle Lewitscharoff** (geboren 1954) zu. Da sie nicht möchte, „dass alle Dinge ins Diesseits gebogen“ (siehe Texte im Anhang) werden, fällt Ihr Schreiben ins Wunder; ungewöhnlicher Weise. So erscheint in ihrem Roman *Blumenberg* (2011) dem Philosophen Hans Blumenberg eines Nachts ein Löwe im Arbeitszimmer. Der Löwe erscheint unvermittelt, wie es das Absolute so zu tun pflegt; er bricht ein in eine Welt, welche sich die Menschen eingerichtet haben, um sich das Absolute nach Möglichkeit vom Leibe zu halten: vorhersehbar und wohlgeordnet, eine Welt, deren Schöpfer von der Aufklärung allenfalls noch als Uhrmacher gedacht wurde, der von Eingriffen in den Mechanismus absieht. Mit anderen Worten: Der Löwe verkörperte das Wunder. Und so eben auch in ihrem neueren Roman: *Das Pfingstwunder* (2016). Die Pointe liegt in einem ebenso unwahrscheinlich wie plastisch beschriebenen Wunder: Just in dem Augenblick, da die Glocken des Petersdoms das Pfingstfest einläuten, werden die Teilnehmer einer wissenschaftlichen Dante-Tagung in Rom von einer Verzückerung ergriffen. Sie reden in Zungen, erklimmen die Fensterbänke des Sitzungssaals und fliegen hinauf in den römischen Abendhimmel.



Foto: Traute Göring

Von uns bereitet: Der Fisch - Ichthys gilt als ein traditionelles christliches Erkennungszeichen, das seinen Ursprung bereits im Urchristentum hat. Die griechische Übersetzung »Ichthys« ist dabei zugleich die kürzeste Form des Glaubensbekenntnisses, welches

besagt: »Jesus Christus, Gottes Sohn und Erlöser«.

„Verstörend“ nennt das der agnostische Ich-Erzähler Lewitscharoffs Wunderhintergrund. Auch wir sind verstört, besonders über die Passage des Ich-Erzählers über die Freiheit und die Schelte der Freidenker, die meinen das „erprobte Mittel zur sittlichen Auferstehung des Menschen von der Sklaverei zur Freiheit und damit zur moralischen Vervollkommnung gefunden“ zu haben⁴. „Ohne Gott, versteht sich. Aber nichts könnte törichter sein. Die angebetete Freiheit kann sich unversehens in ein zweischneidiges Schwert verwandeln. Statt zu Demut und freiheitlicher Selbstüberwindung führt Sie oft genug zu satanischem Stolz oder depressiver Verstimmung, also zu neuen Ketten. Obwohl ich keine Gottesgewissheit mehr kenne, sehe ich darin einen Verlust, der mich nach all den Turbulenzen zur Verzweiflung bringt, mich zwischen idiotischem Stolz und Niedergeschlagenheit schwanken lässt.“

Hintergrundleuchten als Verlusterfahrung, als Vermissen: Der Ich-Erzähler (der fast mit der Autorin verschmilzt) bekennt denn auch zu Beginn des Romans, dass er den Kinderglauben an Jesus längst verloren hat. Behalten hat er allerdings das Gerechtigkeitsgefühl: "Ist es etwa gerecht, dass an so vielen Orten der Welt die Menschen auf übelste Weise verrecken, dass sie verhungern, vergast, erschossen, erschlagen, aufgeschlitzt oder gefoltert werden bis zum Wahnsinn? Und Gott schaut einfach zu?" Wie der Johannesfigur bei Dörte Hansen lässt auch ihn das Problem der Theodizee nicht los, und die Hoffnung der Gläubigen auf ein schönes Jenseits kommt ihm lächerlich vor.

Aber uns setzt die Nähe der Freiheit zu „Demut und freiheitlicher Selbstüberwindung“, wie jemand sagt, in „Alarmstimmung“. Das nämlich klingt einigen von uns denn doch zu aufopferungsnah. Ja, so bestätigt einer, man habe die Freiheit, sich selber Grenzen zu setzen, aber es gebe zu „viele Leute, die die Grenze eng machen wollen“. Das dürfe also nicht von außen kommen, sondern nur „freiwillig“ von einem selbst entschieden.

Es schließt sich ein langes Gespräch über Dienen und Freiheit an. *Dienen* transportiere im Deutschen überwiegend negative Assoziationen. Es schwingen

⁴.Siehe Anhang

Unterwürfigkeit, Unfreiheit und Minderwertigkeit mit. *Dienen* und der *Dienst* klängen unzeitgemäß und allzu sehr nach Gottesdienst, Diener oder Dienstmädchen. Sich als Diener zu verstehen laufe dem intuitiven Selbstwertgefühl unserer Zeit zuwider.

Hintergrundleuchten

Von Antje Gumsch

Verschwommen die Erkenntnis
Klang bekommt Gestalt
Licht durchdringt das Dunkel

Lebenstiefe verborgen
hinter dem Vorhang -
dankbar für den Augenblick

Der Vorhang bleibt transparent
klare Konturen
Federn, Tropfen fallen schwer

Erkenntnis blitzt hervor
Seelenverwandte
finden sich im Moment

Das sei aber nur die eine Seite. Wenn ich diene müsse immer die Frage »wem?« oder »wozu?« mit erörtert werden, überlegt jemand. Denn mein Handeln, so bemerkt eine Andere, kann dem Gelderwerb, dem Volk, der Befriedigung, dem Überleben oder der Bildung dienen. Wer Ideen, Sachen oder Menschen einen Dienst erweist, der ist diesen von Nutzen. Oder, wenn er schadet, dann erwies sich der Dienst als Bärendienst.

Wer also dient, der ist nützlich. Man könne in der Philosophie (Hegel) nachlesen, wie die Menschen zu Herren oder Knechten wurden und wieso die Knechte es sind, die sich durch das Dienen letztlich über das natürliche Dasein erheben und als freie Menschen etablieren. Dann sei freilich, wendet jemand ein, Dienen Herrschen. Auf jeden Fall knüpfe die Schriftstellerin mit dem „Pfungstwunder“ an eine große Tradition von Dienen an, Missbrauch eingeschlossen. In einem Interview sagt sie ebenfalls mit einer Lichtmetapher über ihre Nähe zur Theologie: „Ich bin eine Theologieleserin, diese Schriften sind ein *Intelligenzfeuer* für mich. Das hat nichts mit meinem Glauben zu tun, ich bin eher eine schütterte Christin. Aber mich interessiert diese Suchbewegung, an große Traditionen anzuknüpfen“⁵ Aber sie fügt hinzu: „Mir wäre es nicht möglich, eine Literatur zu schreiben, die dem Gotteslob vollkommen anhängt; das geht nicht. Die Moderne hagelt mir da dazwischen, und davon kann ich auch gar nicht weg. Das heißt, ich muss es nicht komplett ironisieren, aber letztlich habe ich zu einer Figur gegriffen, die keine religiöse Substanz mehr besitzt. Das fand ich viel interessanter; ich selber glaube an solch ein Wunder nicht im Übrigen. Das ist mir nicht vergönnt, und ich will es auch nicht.“



Fünen im November

Im Hintergrund jene Brücke auf der wenige Wochen später das Eisenbahnunglück geschehen ist.

Foto: Beate Manns-Dübbers

⁵ Leipziger Volkszeitung vom 6. Mai 2018

Donnerstag:

Wir lesen aus Wilhelm Genazinos Roman „Ein Regenschirm für diesen Tag“. Niemand, der dieses Buch liest, wird den Schluss vergessen. Da baut sich ein kleiner Junge auf einem Balkon eine Höhle aus hängenden Wolldecken. Langsam und umständlich richtet er sich ein und wird dabei vom Romanhelden beobachtet. Unten tobt ein Event mit Fressbuden und Laser-Show. Der Junge bleibt davon völlig unberührt. Über einem unabsehbaren Wirrwarr erschafft er sich seinen eigenen Ort, einen stillen Raum, der ihm allein gehört. Dem Mann, der ihm zuschaut, will es scheinen, als sei der Junge der Engel, der ihn gerettet hat. (siehe Texte im Anhang). Genazino spricht in seiner Frankfurter Poetik-Vorlesung „Die Belebung der toten Winkel“ (2006) von einem Aufleuchten der Dinge, die betrachtet werden, und vom Blick, der an den Dingen etwas freisetzt. Wir fragen, was den Flaneur Genazino hier „gerettet“ haben mag? War es jenes Aufscheinen, das er mit einem „Engel“ verbindet?

Wenige Tage später stirbt Wilhelm Genazino am 12. Dezember 2018. Seine Helden, schreibt Iris Radisch im Nachruf der ZEIT⁶, „haben ihren Ego-Betrieb auf die unterste Stufe herab geschaltet und sich auf die kontemplative Betrachtung der „Gesamtmerkwürdigkeiten des Lebens verlegt...“. Ja er bringt etwas zum Strahlen wie Literaturwissenschaftler und Autor Klaus Reichert über Genazino gesagt hat⁷. Und er nannte diese „spezifischen Dinge“, die Genazino zum Strahlen bringe „Epiphanien“ eben. Ganze „Epiphanienketten“ würden Genazinos Erzählungen, die sich kaum als Handlungsfolge zusammenfassen ließen, verbinden.

Zuletzt wenden wir uns dem Gedicht **Zürich. Zum Storchen von Paul Celan** zu. Hintergrundleuchten?

Beim ersten Lesen doch eher nicht. Zwar grüße der Münsterturm mit einigem Gold übers Wasser. Für welchen Gott steht dies Gold, das da glänzt. Viele wollen Anklänge sehen an die Thora, deren Glanz wie Gold sei, aber wir sehen

⁶ DIE ZEIT Nr. 53/2018, 19. Dezember 2018

⁷ Frankfurter Rundschau vom 4.1.2019

doch eher eine Ironie darin: Ist Religion Gold, was glänzt? fragt jemand. Oder aber er nimmt Bezug auf den Goldgrund auf alten Bildern, von dem Rilke sagt, dass er hinter den Personen „glänzt wie eine gemeinsame Seele, aus der heraus sie ihr Lächeln und ihre Liebe holen“⁸. Greift er an, verteidigt sie sich? Auf jeden Fall verbindet sie ein Nichtwissen. Es gebe nur ein Wissen, das aber genau gewusst wird, nämlich nicht (mehr)= „wissen, was gilt“. Nelly Sachs und Paul Celan lebten und schrieben außerhalb der zwei Länder, die als deutsche firmierten, ja außerhalb des deutschen Sprachraums. Beide waren Exilierte und Gepeinigte, „und denn allerdings auch Errettete, aber sie empfanden ihre Errettung als Schuld“⁹ Dichtung sei für sie „aufgeschobener Selbstmord“, keine Stimmungsbeschreibung, wenn wir auch Sehnsucht heraushören.

Hintergrundleuchten? Hoffen gebe es, *auf/sein höchstes, umröcheltes, sein/haderndes Wort*. Eine von uns erzählt, dass Paul Celan im September 1960 nach Stockholm gereist ist. Er hatte von der Einlieferung Nelly Sachs' in die Nervenklinik erfahren. Sie hat ihn nicht erkannt oder erkennen wollen, sagt man. Im April 1970 machte Paul Celan seinem Leben ein Ende. Nur drei Wochen später starb Nelly Sachs. "Zürich, Zum Storchen", ein Gedicht, das unmittelbar nach der ersten persönlichen Begegnung mit Nelly Sachs in Zürich entstand und ihr gewidmet wurde, spiegelt die Anstrengung, mit der Paul Celan sich damals mit der Religion seiner Väter auseinandersetzte: *"Von deinem Gott war die Rede, ich sprach gegen ihn, ich ließ das Herz, das ich hatte, hoffen: auf sein höchstes, umröcheltes, sein haderndes Wort - Dein Aug sah mir zu, sah hinweg, dein Mund sprach sich dem Aug zu, ich hörte: Wir wissen ja nicht, weißt du, wir wissen ja nicht, was gilt "* Das Hintergrundleuchten dieses Gedichts liege darin, so resümiert einer von uns, dass sich hier Seelen - und Schicksalsverwandte finden im Moment eines nichtwissenden Wissens. Eine gelungene Begegnung, sagt jemand, jedenfalls für diesen Moment.

Wolfgang Teichert

Februar 2019

⁸ Aus Notizen zur Melodie der Dinge. Rainer Maria Rilke: Sämtliche Werke. Band 1–6, Band 5, Wiesbaden und Frankfurt a.M. 1955–1966, S. 412-ff

⁹ So damals Peter Hamm in ZEIT 8.10.1993

Hintergrundleuchten: TEXTE

(Anhang)

Zürich, Zum Storchen von Paul Celan Für Nelly Sachs

*Vom Zuviel war die Rede, vom
Zuwenig. Vom Du
und Aber-Du, von
der Trübung durch Helles, von
Jüdischem, von
deinem Gott.*

*Da-
von.*

*Am Tag einer Himmelfahrt, das
Münster stand drüben, es kam
mit einigem Gold übers Wasser.*

*Von deinem Gott war die Rede, ich sprach
gegen ihn, ich
ließ das Herz, das ich hatte,
hoffen:
auf
sein höchstes, umröcheltes, sein
haderndes Wort -*

*Dein Aug sah mir zu, sah hinweg,
dein Mund
sprach sich dem Aug zu, ich hörte:*

*„Wir
wissen ja nicht, weißt du
wir
wissen ja nicht,
was*

Dörte Hansen ist 1964 in Husum geboren. Sie ist Linguistin, Journalistin und Schriftstellerin.

Sie wuchs in Högel im heutigen Nordfriesland auf. Gesprochen wurde zuhause Plattdeutsch. Ihre „erste Fremdsprache“ Hochdeutsch lernte sie in der Grundschule.

Ja, es geht in beiden Romanen von Dörte Hansen um Heimat. Aber nicht um ein heiles, ungebrochenes, unreflektiertes Zuhause. Da gibt es intergenerationelle Verstrickungen ebenso wie selbstverständliche gegenseitige Achtung.

Haben Sie eine Vorstellung von Gott? Wurde die Autorin Dörte Hansen in einem Interview (Chrismon vom 28.2 2017) gefragt:

„Ich habe das Gefühl, dass ich geführt oder geschoben wurde. Ich bin für so vieles irre dankbar, weiß aber nicht, wohin mit dieser Dankbarkeit, weil ich denke: Wenn es jemand so gut mit mir meint, wer ist das? Denn der meint es mit anderen offensichtlich überhaupt nicht gut. Ich komme über diese Hürde nicht hinweg. Nicht tiefer fallen können als in Gottes Hand, wie es Margot Käßmann ausgedrückt hat, das muss ein tolles Gefühl sein. Aber: Wenn ein syrisches Kind in Aleppo in seinem Krankenhaus getötet wird, dann hat Gottes Hand doch nichts Abfederndes oder Tröstendes für dieses Kind. Wenn man sich anguckt, was Menschen widerfährt, dann ist für mich Gottes Hand der Boden eines tiefen, tiefen Abgrundes. Ich suche Gott noch immer. Es gibt Menschen, die eine Begabung zum Glauben haben. Ich hätte das auch gern.“ Und dann fährt sie fort: „Meine Generation ist ja gesprächsgläubig: Sprich darüber und dir ist geholfen. Man hat aber das Recht, manches in sich abzuschließen und den Schlüssel wegzuwerfen. Das machen einige Figuren in meinem Buch. Vera, die im Krieg Grauenhaftes erlebt hat, würde niemals davon erzählen. Das muss sie auch nicht. Wir haben unserer Eltern- und Großelterngeneration oft vorgeworfen, sie würden nicht sprechen wollen. Aber es gibt Unsagbares, und diese Flüchtlingsgeneration hat Dinge erlebt, die sind unsagbar. Es kann überhaupt sehr klug sein, Dinge zu denken und sie für sich zu behalten.“

Text (Altes Land Seite 66)

„Seit Elisabeth nicht mehr summte, weil ein Malermeister aus Stade sie mit vierzig zu viel auf dem Tacho in der großen Kurve vom Fahrradweg gefegt hatte, lebte Heinrich Lührs ohne Ton. Zwanzig Jahre Stummfilm, seit sie tot war. *Denn er hat seinen Engeln befohlen ...* , hatten ihre Freundinnen vom

Kirchenchor auf der Trauerfeier gesungen, das war ihr Konfirmationsspruch gewesen, *dass sie dich behüten auf all deinen Wegen ...*, und da hatte Heinrich schon gewusst, dass er nicht wieder in die Kirche gehen würde. Auf den Friedhof, ja, jeden Sonnabend ging er dahin. Er hielt das Grab in Ordnung, pflanzte im Frühling Begonien, rot und weiß, immer im Wechsel, so hatte Elisabeth es in ihrem Garten auch gemacht.

Aber dass seine Frau mit dreiundfünfzig Jahren am Straßenrand sterben musste, überfahren wie ein Tier, das hatte sie nicht verdient.

Und er auch nicht. Heinrich Lührs hatte viele Tage und Nächte lang Stein für Stein in seinem Leben umgedreht und nach dem Fehler gesucht, dem großen Verbrechen, das er begangen haben musste. Und er fand es nicht. Er war gut gewesen zu seiner Frau und seinen Kindern. Streng, ja, mitunter auch mal aufbrausend, aber nicht schlecht. Er rauchte nicht, er trank nicht mehr als andere, er hatte keine Frauengeschichten. Beke Matthes zählte wohl nicht. Er hatte seinen Eltern keine Schande gemacht, er hatte seinen Hof und sein Haus immer hundertprozentig in Ordnung gehalten, er war fleißig und tüchtig, ein hilfsbereiter Nachbar. Er hatte das Finanzamt nicht betrogen, er schummelte nicht mal beim Skat. Gottes Engel konnten abschwirren. Sie hatten eine merkwürdige Vorstellung davon, was das hieß, jemanden *beschützen auf all seinen Wegen* und *auf Händen tragen*. »Wir können Gottes Wege ja nicht immer verstehen«, hatte die Pastorin gesagt, aber Heinrich Lührs hatte das sehr gut verstanden: Mal eben die Muskeln zeigen, einen geraden Rücken krummbiegen, einen Mann in die Knie zwingen. Damit er dann in die Kirche rannte und das Beten lernte. Darum ging es doch.

Nicht mit ihm. Diese Sache war nicht in Ordnung, und er dachte nicht daran, sich damit abzufinden. Wenn er auf (seinen Hof nicht besser aufgepasst hätte als diese Engel auf seine Frau, dann sähe der jetzt aus wie der Hof von Vera Eckhoff. »Vadder, ik ook nich«, hatte Georg gesagt, ein paar Tage bevor Elisabeth mit dem Fahrrad losfuhr, dabei wäre er von den dreien der beste gewesen. Drei Söhne hatte Heinrich Lührs und keinen Nachfolger. Er wusste nicht, ob sie gesummt hatte an ihrem letzten Morgen.

Die Schriftstellerin und Georg-Büchner-Preis-Trägerin **Sibylle Lewitscharoff** ist 1954 in Stuttgart geboren, evangelische Christin. Daraus macht sie keinen Hehl. Weder persönlich noch in ihrer Literatur.

„Und wie ein zaghaftes Kind versuche ich irgendwie eine hoffnungserfüllte Fürsprache von oben zu gewinnen. Und es gelingt meistens nicht, aber ich versuche es. Das ist kindlich, das ist infantil, das ist naiv.“ Ob in ihrem fulminanten Roman „Blumenberg“ oder in ihrem aktuellen Buch „Das Pflingstwunder“: Stets sind es phantastische Wendungen und Ausbrüche aus dem vermeintlich stahlharten Gehäuse der Wirklichkeit, die in ihren Büchern für Irritation und Faszination sorgen. Erzeugt wird diese Irritation nicht selten durch die Aufnahme dezidiert religiöser Motive: „Nicht umsonst liebe ich Autoren wie Blumenberg, der ja auch etwas davon wissen musste als Philosoph, der das Theologische nie ganz verleugnet hat; aber hauptsächlich liebe ich Schriftsteller wie Samuel Beckett und Franz Kafka. Das sind eigentlich meine Hausheiligen in der Literatur, weil sie sich stark auf biblische Texte bezogen. Kafka völlig anderes als Beckett, aber das Hintergrundleuchten bei beiden großen Literaten ist das Religiöse.“

Lewitscharoff meint, Hintergrundleuchten würde von vielen zeitgenössischen Autorinnen und Autoren nicht mehr erkannt, „weil ihnen das Wissen um die Bibel fehlt, oder die persönliche religiöse Sozialisierung – oder beides.“

Ganz so, wie es Gottlieb Elsheimer ergeht – Protagonist in Lewitscharoffs Roman „Das Pflingstwunder“. Ein Professor und Dante-Experte. Lewitscharoff führt ihn ein als einen durch und durch säkularen Zeitgenossen – ohne Sensorium für irgendein kafkaeskes religiöses Hintergrundleuchten:

„Nein. In meinen Kindertagen ja, seither nein. Dieses Nein will betont sein, denn es bedeutet etwas, es bedeutet sogar viel. In meinen Kindertagen war ich fromm, faltete die Händchen beim Zubettgehen, wie meine Mutter es von mir wollte, und hängte die Kleider ordentlich über die Stuhllehne, weil Jesus nachts kam und schaute, ob alles in schöner Ordnung am rechten Platz lag. Dann, in der Pubertät, setzte der große Kritikschieb ein, und mit der Frömmigkeit war's mit einem Mal vorbei.“

Aus: „Das Pfingstwunder“ von Sibylle Lewitscharoff (S. 160/161)

Laut Dostojewski machen Wunder einen Realisten niemals irre. Wunder führen ihn nicht zum Glauben. Er reagiert entgegengesetzt. Als Ungläubiger wird er immer die Kraft und die Fähigkeit in sich finden, Wunder beiseite zu tun. Wird aber das Wunder vor ihm zu unabweisbaren Tatsache, so wird er eher seinen Sinnen misstrauen, als daß er die Tatsache zugäbe. Gibt er sie ausnahmsweise doch zu wird er den unglaublichen Vorgang als einen natürlichen hinstellen, der ihm aus unerfindlichen Gründen bis dato unbekannt war. Schön und gut, mit oder ohne Dostojewski, ich bin Realist oder war es zumindest in jüngeren Jahren. Dante zufolge ist der Realist auf dem Holzweg, denn die Natur ist nicht einfach nur für sich da, in ihr sind göttliche Zeichen verborgen, die es zu lesen gilt. Das kuriose Schwadronieren, der Luftaufschwung meiner Kollegen, das Emporreißén ihrer Körper - alles, was ich beobachtet habe, kann ich nicht mit Realem in Verbindung bringen. Natürlich habe ich inzwischen mit absurden Theorien gespielt, die auf krummen Wegen erklären sollten, welche physikalischen Sonderkräfte für die Turbulenzen sorgten. Schwachsinn! Ein Wunder kann man nur beleuchten und befragen, aber nicht erfassen.

Babylon oder vielmehr die kuriose Reparatur der babylonischen Sprachverwirrung, sie beschäftigt mich natürlich genauso wie der himmelwärtige Luftsog. Auch hierfür bringt Dostojewski einen klugen Gedanken ins Spiel: wenn der Atheist oder Sozialist sich überzeugt hat, daß es Gott nicht gibt, geht es nicht nur um gesellschaftliche Sozial- oder Klassenfragen im Diesseits allein, es wird praktisch *alles* ins Diesseits gebogen. Dann wird der babylonische Turm zwar wie in der Bibel ausdrücklich ohne Gott gebaut, aber eben nicht zur Erreichung des Himmels von der Erde aus, sondern zur Niederführung des Himmels auf die Erde. Ich würde eher sagen, Der Turm dient bei den Gottverlassenen der Herabzwingung des Himmels auf die Erde. Dante hat dazu einen Hinweis gegeben, indem er den Riesen Antaus am tiefsten Punkt der Hölle sich niederbeugen läßt, um Dante und Vergil in seinen großen Handflächen zu bergen und die Wanderer in eine etwas andere Region zu versetzen. Menschengedacht, menschengemacht ist dann natürlich alles. Und der

Freidenker wähnt sich sicher, daß er erprobte Mittel zur sittlichen Auferstehung des Menschen von der Sklaverei zur Freiheit und damit zur moralischen Vervollkommnung gefunden hat. Ohne Gott, versteht sich. Aber nichts könnte törichter sein. Die angebetete Freiheit kann sich unversehens in ein zweischneidiges Schwert verwandeln. Statt zu Demut und freiheitlicher Selbstüberwindung führt Sie oft genug zu satanischem Stolz oder depressiver Verstimmung, also zu neuen Ketten. Obwohl ich keine Gottesgewißheit mehr kenne, sehe ich darin einen Verlust, der mich nach all den Turbulenzen zur Verzweiflung bringt, mich zwischen idiotischem Stolz und Niedergeschlagenheit schwanken läßt.

Wilhelm Genazino

Ein Regenschirm für diesen Tag

Geld verdienen kann man mit den unterschiedlichsten Tätigkeiten. Zum Beispiel, indem einer seinem Bedürfnis nach distanzierter Betrachtung der Welt folgt, als Probeläufer für Luxushalbschuhe. Er durchstreift die Stadt mit englischem Schuhwerk, trifft dabei zwangsläufig auf eine seiner offenbar zahlreichen früheren Freundinnen, verfasst Gutachten, für die er 200 Mark bekommt. Doch das Arrangement bröckelt. Seine letzte Freundin, Lisa, verlässt ihn, weil sie seine Weigerung, an der Welt mehr als nur flaneurhaften Anteil zu nehmen, nicht mehr erträgt. Und als das englische Schuhhonorar auf 50 Mark herabgesetzt wird, ist Not am Mann.

Wilhelm Genazino ist ein Minimalist der Disproportionen, schon immer hat er die Seitenansichten des Allernächsten in seiner sanft implodierenden Weltbetrachtung zu kleinen Wahrnehmungswundern gekürt. Sein habitueller Protagonist ist der Flaneur in der Frankfurter Innenstadt, sein Roman eine humoristische Etüde über die Peinlichkeit, ohne eigene Zustimmung auf der Welt zu sein. Manchmal gehen ihm ja recht seltsame Sätze durch den Kopf, Sätze wie «ich möchte so gleichmütig und ausgeglichen sein wie eine Bürste» oder «nachmittags findet eine Zerbröckelung meiner Person statt» oder «in welch sorgfältige Handlungen die größeren Unglücke eingebettet sind» oder auch Formulierungen für den Skandal, dass man ohne eigne Genehmigung auf der Welt ist. Aber so seltsam sind diese Sachen denn auch wieder nicht, denn immerhin haben schon ganz andere Leute über so etwas nachgedacht, Schopenhauer zum Beispiel und viele vor oder nach ihm. Und nun also

Genazino. «Ein Regenschirm für diesen Tag» ist eigentlich ein Buch aus lauter solch halblauten Sätzen. Bei seiner Suche nach Ausdrücken «für die Merkwürdigkeit des Lebens» findet er die Worte «Gestrüpp, Geröll, Geraschel, Geschluppe, Geschlappe» und entwickelt die fixe Idee, seine Jacke in hohem Bogen ins Wasser werfen zu müssen. Der Mann, um es kurz zu machen, hat einen kleinen Knall; nicht umsonst kokettiert er mit der sozialromantischen Lieblingsidee aller literarischen Nichtsnutze: der Idee, morgen früh oder nächste Woche verrückt zu werden. Anders gesagt: Der Erzähler leistet sich eine Genazino-spezifische Art von Beziehungswahn. Aus dem Zufall der Gleichzeitigkeit zieht er die Schicksalsfäden einer nur für ihn und den Augenblick gültigen Kombinatorik.

Diesen Willen, im Alltäglichen Zeichen und Wunder zu sehen, bezichtigte man vor noch nicht langer Zeit einer neuen Kunstfrömmigkeit. Aber der Autor ist kein pantheistischer Mönch der Konsumtempel, auch wenn die Wandelgänge der betonierten Innenstädte der vornehmste Ort seiner Augenlust sind. Doch ist er alles andere als schwermütig oder gar depressiv, das Allerschwerste wird hier mit den allerleichtesten Sätzen gestemmt. Seine heitere Melancholie verheißt Rettung im Paradox: Der Mann, der sich einredet, keine neue Liebesgeschichte zu wollen, und der erklärt: "Ich kann die Sätze nicht mehr sagen und nicht mehr hören, die im Verlauf einer Liebesaffäre ausgesprochen werden müssen" - dieser Mann will doch nur eines: Liebe. Dass er sie zuletzt tatsächlich findet, ist das Wunder dieses geheimnisreichen Buches.

TEXT: (S. 172 - 174)

Am Schluss erblickt der Erzähler bei einem Straßenfest einen Jungen auf einem Balkon: „Plötzlich entdecke ich einen etwa zwölf jährigen Jungen, der sich auf einem Balkon eine Höhle baut. Zwischen den Eisenstäben des Geländers und zwei Wäschehaken hat er eine Leine gespannt, die er mit Wolldecken behängt. Die Wolldecken befestigt er mit Wäscheklammern, deren Sitz er von Zeit zu Zeit überprüft. Immer wieder verläßt er seinen Bau, geht zurück in die Wohnung und kehrt mit neuen Wolldecken, Tüchern und Kissen auf den Balkon zurück. Zwischendurch schaut er flüchtig auf das Gewühle des Marktplatzes herunter. Der Balkon befindet sich in Höhe des dritten Stockwerks eines einfältigen Mietshauses. Ich mache Susanne auf den Jungen und seine Höhle aufmerksam. Ich bin nicht sicher, ob sie bemerkt, daß der Junge meine Absichten rettet. Von Engeln verstehe ich nichts, ich glaube auch nicht an sie, trotzdem halte ich es für möglich, daß der Junge nur meinetwegen zwischen Himmel und Erde herumschwirrt. Er erlaubt mir, den Verwirrungen von Arbeit und Zeit zu

entkommen, er macht mich entrinnbar inmitten eines unentrinnbaren Geschehens: Eben konstruiert er das Dach seiner Höhle. Er befestigt ein weiteres Wäscheseil zwischen dem Balkongeländer und einer halbhoher Rolladvorrichtung an der Wandseite des Balkons. Er spannt das Seil an, dann wirft er die zuletzt herbeigeschaffte Wolldecke darüber und befestigt sie an beiden Enden mit Wäscheklammern. Der Höhleneingang öffnet sich zur Balkontür hin. Hinter der Balkontür liegt vermutlich die Küche, die unbeleuchtet ist. Alle Fenster der Wohnung sind ohne Licht. Wahrscheinlich tummeln sich auch die Eltern des Jungen auf dem Marktplatz. Die Höhle ist so angelegt, daß längs des Geländers zwei Wolldecken aneinanderstoßen. Der Junge schiebt dann und wann eine Hand zwischen die Deckenränder und öffnet sie zu einem Sehschlitz. Die Augenblicke, wenn zwischen den Wolldecken die weiße Hand des Kindes erscheint und dahinter, von hier unten kaum erkennbar, sein regloses Gesicht, sind ganz unbeschreiblich und ein Eigentum der Engel, wenn es Engel gibt. Der Junge verschwindet für eine Weile im Innenraum der Wohnung. Die Leute im Open-Air-Kino verdrehen immer wieder die Köpfe zu anderen Schauplätzen, wo vielleicht eine größere oder härtere Erregung herkommen könnte. Der Chef des Kulturamtes steigt von der Lichtanlage herunter. Kurz darauf flammen die ersten Lichtkegel den Himmel hinauf und rotieren am Firmament. Die WAVES hämmern einen Rhythmus über den Platz. Der Junge erscheint wieder auf dem Balkon. Er trägt ein Proviantpaket und eine Flasche Mineralwasser in seine Höhle. Offenbar richtet er sich für einen längeren Aufenthalt ein. Susanne und ich streifen noch ein wenig umher, dann verlassen wir das Sommerfest. Susanne ist müde und leicht betrunken. Sie will ins Bett und sofort schlafen. Ich bringe sie nach Hause und kehre dann noch einmal auf den Marktplatz zurück. Ich will nur noch eine Weile die Höhle des Jungen betrachten. Einmal öffnet er den Sehschlitz eine Handbreit und setzt an zu einem längeren Rundblick auf die wogenden und lärmenden Massen. Es ist ein mißtrauischer, geretteter Blick, der mein eigener sein könnte. Nach etwas mehr als einer Stunde gehe auch ich nach Hause und lege mich schlafen. Am Mittag des folgenden Tages mache ich mich auf den Weg zum Generalanzeiger und bringe Messerschmidt einen luftigen Artikel vorbei. Ich gehe über den Marktplatz, weil ich nachsehen will, was aus der Höhle geworden ist. Sie ist noch da. Ich schaue eine Weile hoch, der Junge läßt

sich nicht blicken, vermutlich ist er in der Schule. Nach ein paar Minuten betritt eine Frau, wahrscheinlich die Mutter, den Balkon. Sie holt einen Plastikeimer in die Wohnung und bewegt sich dabei so, daß sie die Höhle nicht beschädigt. Vom gestrigen Sommerfest ist nichts mehr da. Die Laser-Show, die Bühne der WAVES, das Open-Air-Kino, die Lautsprecher, die Buden, alles ist weg.“

Jan Skácel (*7. Februar 1922 in Vnorovy, †7. November 1989 in Brünn) war ein tschechischer Dichter. Reiner Kunze hat ihn übersetzt.

Kleine weile

Für keine wahrheit der welt.
Doch wenn du willst
Für einen pfennig stille

Ein verweilen gibt's, das die gegend teilt.

Demütiger augenblick,
da jemand für uns atmet

Was vom engel übrigblieb

Frühmorgens
alle bäume sind noch eingebunden
und die dinge unberührt,
erhebt sich zwischen pappeln der engel,
schläft im fluge aus.

In den rissen des schlafes singt er.

Wer als erster die Gasse betritt,
verwundet wird von diesem Gesang,
vielleicht ahnt er etwas,
aber er sieht es nicht.

Es ist grün,
und das ist alles, was vom Engel übrigblieb.

Jan Skácel, Fährgeld für Charon – Gedichte, übertragen von Rainer Kunze, Merlin Verlag 1967



Foto: Beate Manns-Düppers